

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 7

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 7
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666208>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XL. Jahrgang

Zürich, 1. Januar 1937

Heft 7

Neujahrslied.

Mit der Freude zieht der Schmerz
Traulich durch die Zeiten;
Schwere Stürme, milde Weste,
Bange Sorgen, frohe Feste
Wandeln sich zur Seiten.

Und wo eine Träne fällt,
Blüht auch eine Rose.
Schön gemischt, noch eh' wir's bitten,
Ist für Throne und für Hütten
Schmerz und Lust im Lose.

War's nicht so im alten Jahr?
Wird's im neuen enden?
Sonnen wallen auf und nieder,
Wolken gehn und kommen wieder,
Und kein Wunsch wird's wenden.

Gebe denn, der über uns
Wägt mit rechter Wage,
Jedem Sinn für seine Freuden,
Jedem Mut für seine Leiden
In die neuen Tage;

Jedem auf des Lebens Pfad
Einen Freund zur Seite,
Ein zufriedenes Gemüte
Und zu stiller Herzensgüte
Hoffnung ins Geleite! Johann Peter Hebel.

Einigkeit.

Roman von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

7.

Huldreich Rot fand das Leben immer reicher und vielfältiger und liebte es immer mehr, um der Aufgaben willen, die es ihm stellte. Die Hochachtung derer von Waldenz vor ihrem Seelsorger wuchs von Monat zu Monat. „Es ist, als ob er weiße Haare und eine lange, lange Erfahrung hätte,“ sagten die Leute. Er begriff ihre Schicksale, hörte ihnen geduldig zu, wenn sie klagten und ging den Dingen gedankenvoll nach, die sie ihm schilderten. So lebte er sich immer mehr in

ihre Geschicke ein und verstand es insbesondere, wo zwei sich feindlich gegenüberstanden, beider Ansicht zu hören und verständnisvoll und ohne Voreingenommenheit zu prüfen und zu vermitteln. Die Leute gewannen Vertrauen zu ihm, weil sie sahen, daß er sich redlich mühte, sie zu verstehen. Sein Ruf als der eines gerechten und menschenfreundlichen Mannes befestigte sich immer mehr.

Ein großes Gefallen hatte Frau Trina Stolz an ihm gefunden.

„Sie sind ein Mensch, mit dem man reden kann,“ sagte sie eines Tages zu ihm und ermunterte ihn abermals zu häufigern Besuchen bei ihr. Er machte bald die Erfahrung, daß die geschäftige und nie ruhende Frau es als eine Erholung und Muße empfand, mit ihm über viele Dinge sich zu unterhalten, die ihren scharfen Geist beschäftigten. Der Winter, während dessen Frau Trina vom Geschäfte weniger in Anspruch genommen wurde, war ihren Zusammenkünften günstiger, doch liebte sie es, auch an manchen Sommerabenden die beiden jungen Männer, Huldreich und Reinhard, bei sich zu sehen. Wenn sie kamen, legte sie die Last ihres Tagewerks für eine Stunde von sich und saß mit ihnen in ihrer kleinen Arbeitsstube oder noch lieber in der Laube ihres versteckreichen Gartens, wo niemand sie in ihren Gesprächen störte. Huldreich mußte immer mehr über die Rastlosigkeit und Tatkraft ihres fast männlichen Geistes staunen. Obschon ihr Gasthaus in diesen Jahren einen Ruf gewann, der es allsommerlich bis in den letzten Winkel füllte und sie bald nötigte, zwei anstoßende Häuser zu erwerben und ihrem Betrieb dienlich zu machen, genügten ihr Erfolg und Arbeit nicht. Man bemühte sich im Lande, das im Sommer wie kein andres den Fremdenverkehr auf sich zog, seit einiger Zeit, auch im Winter Gäste ins Hochgebirge zu locken. Unter den Leuten, die aus dem Leben eine Freudensolge machten und die Mittel besaßen, das zu tun, wurde der Wintersport Mode. Es wohnte sich auch in der kalten Jahreszeit herrlich auf den hohen Bergen, welche über die Nebel des Tals hinaus in Klarheit und Sonne ragten. So begannen einige Höhenorte ihre Gasthöfe auch im Winter den Fremden zu öffnen. Frau Trina Stolz besprach mit ihren jungen Freunden diese neue Industrie. Sie war überzeugt, daß dadurch ihrem Gewerbe eine große Zukunft winkte, und überraschte eines Tages die beiden jungen Männer mit dem Plane, auf dem Ruchenberge, einem im Westen des Dorfes aufragenden schönen waldigen Gebirgsstock, ein Gasthaus zu erstellen, das im Sommer als Ausflugsziel, im Winter zum längeren Aufenthalt für Sportleute dienen sollte.

Huldreich widersprach diesem Plane lebhaft. Er mahnte Frau Trina an ihre Jahre und die Tatsache, daß der Bau eines Gasthauses allein noch nicht genüge, sondern eine Menge Anlagen für Wintersportzwecke, Eisfelder, Schlittenbahnen und dergleichen mehr, erforderlich sein würde. Er sprach von den großen Mitteln, welche

die Bekanntmachung des neuen Unternehmens erfordern würde, und meinte, daß dieses einer Aufwendung an Kraft und Geld bedürfe, der eine einzelne Frau doch kaum gewachsen sei.

Frau Trina und ihre Gäste befanden sich während dieses Gespräches in der Allee hoher Bäume am Ende des Stolzischen Gartens. Es ging gegen Abend. Das letzte Sonnenlicht durchflog den Baumgang. Die braunen Stämme leuchteten. Frau Trina erhob sich von der Bank, auf der Huldreich und Reinhard mit ihr gesessen und kreuzte die Arme unter der Brust. Ihre sorgenhafte Stirne zeigte vielleicht noch ein paar waagrechte Furchen mehr als sonst, aber ihre klugen Augen schauten Rot ruhig und überlegen lächelnd an.

„Ich kann etwas an die Sache wenden,“ sagte sie. „Alle die Bedenken, die Sie hegen, habe ich selbst erwogen; aber ich weiß auch, was ich mit meinen Mitteln wagen darf und wie weit mein Kredit reicht. Es läßt sich damit etwas anfangen, und Arbeit ist mir zum Leben nötig. Auch freut es mich zu zeigen, was ich kann.“

Keinerlei Prahlerei lag in dem, was sie sagte. Nur ein ganz feines Ohr hätte eine Art Selbstsicherheit heraushören können, die ohne Worte zu machen dartat, daß sie zwar gerne von ihren Plänen sprach, des Rates oder der Hilfe bei Ausführung derselben jedoch im Grunde nicht bedurfte.

Die beiden Männer sahen einander an und lächelten. Sie teilten das Staunen über den Mut der alten Frau und gestanden sich mit dem Blick, daß sie selbst ihn nicht hätten.

„So sind Sie zu dem Werke entschlossen?“ sagte Rot zu Frau Trina.

„So gut wie entschlossen“, gab sie heiter zurück. Dann, als fühlte sie heraus, daß ihre Art die andern befremden könnte, fügte sie herzlich hinzu: „Man spricht gerne zu einem, der es gut meint, von dem, was einem zu denken gibt. Ich werde Ihnen beiden wohl noch oft von meinen Plänen erzählen.“

Mit diesen Worten gab sie wiederum in schöner Offenheit ihr inneres Bedürfnis, sich mitzuteilen, zu, und milderte die leise Schroffheit, die vielleicht vorher in der Zurückweisung von Huldreichs Mahnung gelegen hatte.

Sie unterhielten sich dann noch lange von Einzelheiten der Pläne.

Es blieb jedoch nicht bei dieser einen Unterredung. Bald nachher ging Frau Trina allen Ernstes an die Ausführung ihres großen Wer-

les. Sie erwarb die Konzession zum Bau und Betrieb ihres Berghauses und ließ Pläne für dasselbe entwerfen. Die beiden Freunde machte sie zu Vertrauten ihres Unternehmens. Insbesondere wandte sie ihr volles Vertrauen Huldreich zu, und es geschah oft, daß sie ihn zu sich rufen ließ und ihm diesen und jenen Plan vorlegte, ehe sie ihn zur Ausführung brachte. Sie bewahrte sich dabei ihre herbe Selbständigkeit und tat zumeist das, was ihrer eigenen vorgefaßten Ansicht entsprach. Aber Huldreich hatte doch die Genugtuung, zu sehen, daß zu einigen Malen ihr Vorgehen von seinem Räte beeinflusst wurde. Dann war er stolz, der seltenen Frau etwas sein zu können.

An einem Sommernachmittag beschied Frau Trina Huldreich abermals zu sich. Sie empfing ihn in ihrer Arbeitsstube, deren Tür sie diesmal sorgfältig ins Schloß drückte. Durch einen Blick versicherte sie sich noch einmal, daß sie beide ungestört waren, und eröffnete ihm dann, daß sie ihn diesmal nicht für sich, sondern für eine andere habe rufen lassen. Vielleicht sei ihm unter ihren Sommergästen eine Frau aufgefallen, die sich durch ihre Kleiderprahlerei zum Gespött der Leute mache?

Huldreich glaubte sich zu erinnern, daß er im Garten eine Frau gesehen hatte, deren aufgepuktes Äußere ihn abgestoßen.

Frau Trina in der furchtlosen und derben Art, die sie hatte, bezeichnete diese Frau als eine Verworfenene. Frau Stolz war nicht zimperlich. Sie erzählte in nackten und bitteren Worten, sie hätte, als sie über Wesen und Vorleben jener Frau im klaren war, beabsichtigt, ihr die Tür zu weisen. Aber jene hätte eine Tochter. Frau Trina — erfuhr Huldreich dann weiter — frug nicht, was die beiden Frauen in ihr Haus geführt hatte. Sie sah nur, daß sie aus den Menschen heraus wollten und daß die Mutter der Tochter auf Schritt und Tritt mit angstvollen Augen nachsah. Inzwischen war unter den Gästen des Hauses eine Bewegung entstanden, die sich gegen jene Fremde richtete. Eine besonders fromme Dame und Sittenrichterin forderte die Wirtin auf, Frau Deutsch, die Fremde, zur Abreise aufzufordern. Frau Trina jedoch ließ sich nicht in ihre Angelegenheiten hineinreden und schöpfte vielleicht aus der Feindschaft der andern das erste Gefühl leisen Wohlwollens für die Geschmähte. Sie ließ Frau Deutsch zu sich kommen und eröffnete ihr ohne viel Umstände, daß sie wohl besser um ein Haus weitergehe.

Es war eigentümlich, wie Frau Trina das alles erzählte. Ihre Worte waren knapp und gaben ungewollt ein scharfes Bild von ihr selbst und der mißliebigen Gastin.

Etwas im Wesen derselben hatte sie seltsam berührt. Frau Deutsch hörte mit einer Art demütiger Scheu und Erschrockenheit ihre Eröffnung an. Ihr kleinlautes Wesen stand in eigenem Gegensatz zu ihren prunkenden Kleidern. Plötzlich stammelte sie mit Tränen in den Augen die Bitte hervor, Frau Trina möchte sie und ihre Tochter im Hause behalten, sie wollten niemand stören und allen übrigen aus dem Wege gehen. „Man will uns nirgends behalten,“ gestand sie zuletzt mit einer verlorenen Offenheit.

Frau Trina blickte nachdenklich zu Boden, als sie das schilderte. Jede Weichheit ging ihr ab. Sie gab nur kurz und derb die Tatsachen. Aber Rot erriet, daß hier das Mitleid sie ergriffen hatte.

„End' aller Ende habe ich eingewilligt, daß sie hier bleibt,“ schloß Frau Trina. „Das ist einige Wochen her. Ich habe seither nicht zu klagen gehabt. Die Frau zieht sich zurück. Sie hütet die Tochter so, daß mir das Mädchen manchmal leid tut; denn sie hat nichts für ihre Jugend. Zuweilen spreche ich ein Wort zur Jungen oder zur Alten. Kürzlich hat die Frau Sie gesehen, Herr Pfarrer, und mich nach Ihnen gefragt. Ich habe ihr Auskunft gegeben. Nun möchte sie Sie sehen, vielleicht um einen Rat fragen, vielleicht Ihnen das sagen, was sie mir nicht sagen kann. Der Pfarrer darf mehr hören als andre Menschen.“

So endete Frau Trina ihre Erzählung und fügte nur noch hinzu, Frau Deutsch, von der sie gesprochen, erwarte Huldreich im Garten.

Als der Pfarrer in den Garten trat, sah er ein noch sehr junges, schlankes und hochgewachsenes Mädchen drüben zwischen den Büschen sich ergehen. Sie drehte sich ab, als sie ihn erblickte, und ging still auf und nieder. Das mochte die Tochter sein! Huldreich schaute sich suchend nach der Mutter um. Die fremde Frau erwartete ihn in der Allee am Gartenende. Sie war, wie er sie zu finden erwartet hatte. Ihr Kleid war in Farbe und Stoff auffallend. Am Arm trug sie einen großen, blumengeschmückten Hut. Ihr rotblondes Haar war künstlich gefärbt und in hoher Frisur über der weißen Stirn aufgebaut. Die Züge waren schlaff, zeigten Runzeln trotz aller Kunst, die sie zu verbergen suchte, und hatten wenig Reiz mehr, obwohl sie von feiner

Zeichnung waren. Aus der stark gepuderten Stirn stachen die schwarz gemalten Brauen und die dunkeln müden Augen sonderbar hervor. Dennoch lag etwas in ihrem Gesicht, was leise für sie einnahm. Es mochte in den zwei Falten liegen, die schräg von den Mundwinkeln zum Kinn liefen. Sie gaben dem Mund einen Zug herben Ernstes und selbstverachtender Bitterkeit.

Frau Deutsch empfing den Besucher mit einer Freundlichkeit, die so aufgepußt war wie sie selbst. Die Freundlichkeit war mit Hochmut vermischt. Dieser mochte die Waffe sein, die sie gebrauchte, wenn sie Verachtung zu fühlen bekam. Dennoch bewiesen die ersten Worte, die sie sprach, die feingebildete Frau. Sie wies auf zwei Stühle, die in der Nähe standen. Sie und Huldreich ließen sich einander gegenüber nieder.

„Frau Stolz hat mir von Ihnen erzählt,“ begann die Fremde das Gespräch. „Ich habe Sie auch selbst gesehen und Vertrauen zu Ihnen gefaßt. Da ich wohl — lange hier bleiben werde, habe ich Sie gebeten, mich zu besuchen. Ich — suche einen Freund!“

Die Frau sprach langsam, oft die Worte suchend, und wenn sie sich ihr boten, sie mit starker Betonung dem begonnenen Satze anfügend. Ihre gepuderten und verärrtelten Hände, deren Haut so schlaff und grau war wie die des Gesichts, spielten lässig an der eisernen Lehne des Gartensessels.

Huldreich Not verhielt sich schweigend, verneigte sich nur manchmal mit ruhiger Zurückhaltung.

Frau Deutsch fuhr weiter.

„Ich stehe vor einer Frage, die ich allein nicht lösen kann. Da ich niemand habe, der mich ernsthaft anhören würde, muß ich mich an einen Fremden wenden. Ich dachte nicht, daß ich mich im Leben je mit Skrupeln abplagen würde. Aber man weiß nie, was dieses Leben einem bringt. Es zwingt mich jetzt, ernsthaft nachzudenken. In meinem Fall ist das Nachdenken schmerzhaft.“

Sie hielt inne. Die Falten an ihrem Munde waren scharf und tief wie Messerschnitte.

„Woher ich komme und wer ich bin, tut nichts zur Sache,“ sprach sie mühsamer und mit bitterem Lächeln weiter. „Frau Stolz wird Ihnen gesagt haben, daß meine Anwesenheit die braven Leute hier stört.“

Hier sah sie sich um. Das junge Mädchen, das Not vorher gesehen, hatte sich genähert. Frau Deutsch bemerkte mit Ungeduld und Unruhe, daß sie in Hörweite war. Auch als jene sich wieder

entfernte, sprach sie leiser und widerwillig. Huldreich sah, wie sie sich jedes Wort abzwang.

„Ich habe mich meiner Verwandten begeben,“ sagte sie. „Freunde in des Wortes wahrer Bedeutung habe ich keine. Ich bin allein — mit — mit meiner Tochter. Um meine Tochter handelt es sich. Ich habe sie als kleines Kind in fremder Leute Hände gegeben. Sie hat eine gute Erziehung genossen. Diesen Sommer habe ich sie der Anstalt, in der sie erzogen wurde, entnommen, weil sie der Schule entwachsen ist. Nun tut sich das Leben ihr auf. Nun —“

Sie stockte abermals, lehnte sich im Stuhl zurück und drückte die Lider über die Augen, als ob sie einen plötzlichen Schmerz empfinde. Es mochte Schauspielerei sein, vielleicht aber machte die Beichte ihr wirklich Mühe.

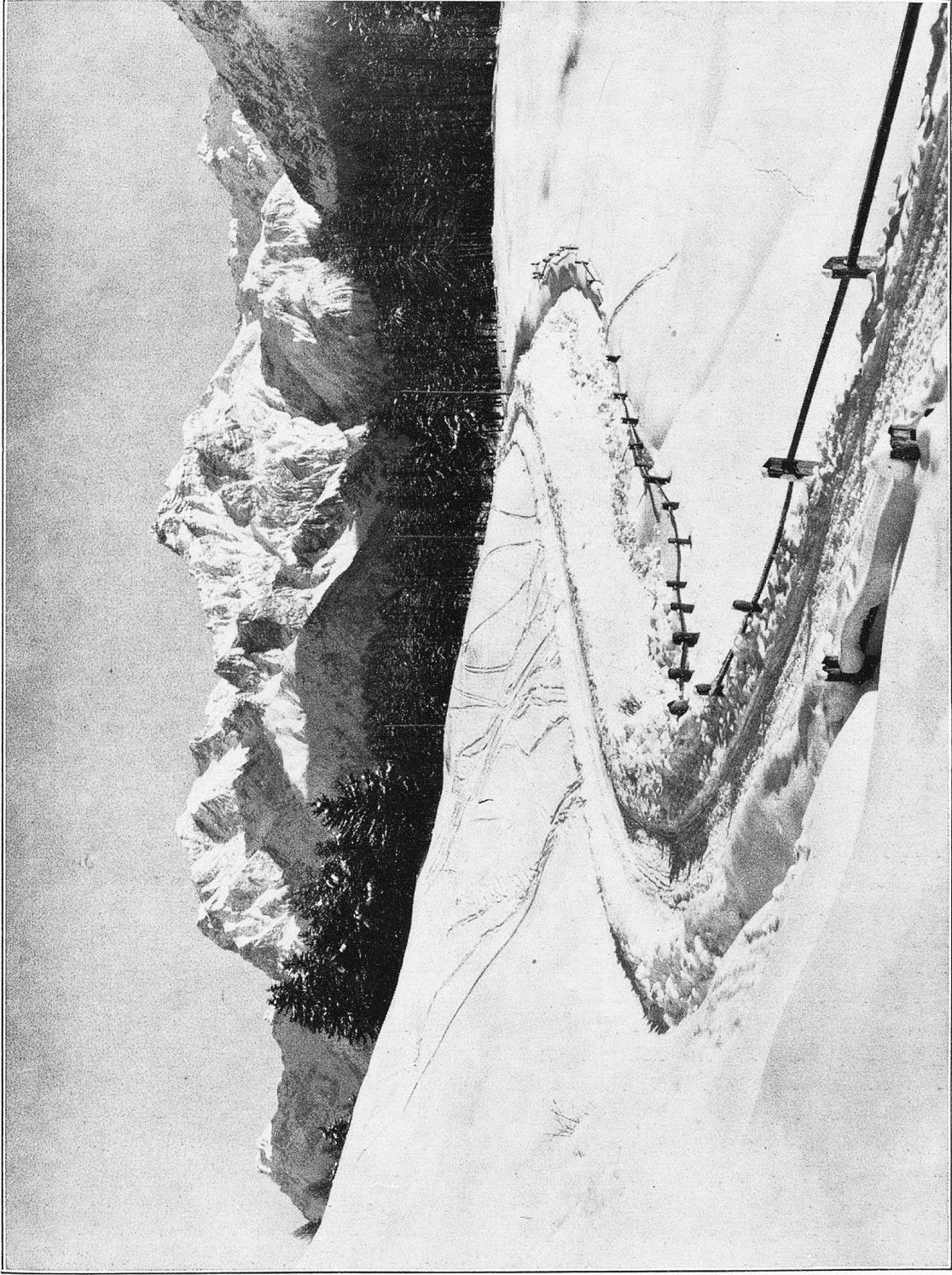
„Ist es nötig“, stieß sie endlich rasch und fast zornig heraus, „daß die Tochter wird, was die Mutter gewesen ist? Liegt das im Blute?“

Huldreich Not erhob sich von seinem Stuhl, trat an einen nahen Baum und sah einen Augenblick sinnend vor sich nieder. Er durchschaute den Charakter der Frau. Sie hatte Skrupeln! Sie war in diesen Tagen vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben wach und sehend geworden, und es schauderte sie vor sich selbst und ihrem Wege. Sie erschrak bei dem Gedanken, daß das Kind, das sie liebte, in denselben Weg einbiegen könnte! Huldreich Nots Seele war so empfindsam, daß sie die leisesten Regungen anderer verstand und daß jene ihren Eindruck auf ihr hinterließen. Er fühlte jetzt, daß das Gewissen der fremden Frau ein lahmes Ding war, lahm vielleicht auch die Liebe für die Tochter. Reue und Furcht schmerzten Frau Deutsch. Aber wenn das, was sie jetzt fürchtete, eintrat, würde sie sich damit abfinden, wie sie sich mit ihrem elenden Leben abgefunden, keiner Leidenschaft auch in der Reue mehr fähig, da sie alle Leidenschaft verschwendet hatte.

Aber die Tochter!

In Huldreich regte sich der Seelsorger. Das Mädchen kannte das Leben noch nicht! Es durfte nicht verloren gehen! Er, dessen Amt es war, wollte ihr zur Seite treten! Eine jähe Freude ergriff ihn. Ein neuer Acker tat sich auf seinem Arbeitsfelde auf! Weit lag dieses schon vor ihm, und er fühlte sich stark, wenn er es betrachtete.

Frau Deutsch sah ihn aufmerksam an. Nun trat er zu ihr zurück.



Ein Wintertag im sonnigen Schweizer Bergland.

Phot. Feuerstein, Schülz-Sarapf.

„Ich kenne Ihre Tochter nicht,“ sagte er. „So kann ich Ihnen auch nicht antworten. Aber ich will — das ist doch wohl, was Sie von mir wünschen — mich Ihres Kindes annehmen, so lange Sie hier sind.“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete sie mit dem Tone, mit dem sie ihn begrüßt hatte und der ein Gemisch von Hochmut, ängstlicher Unruhe und Bedrücktheit war. „Wenn es Ihnen recht ist,“ fügte sie hinzu, „werde ich Johanna herbeirufen.“

Auf den Ruf der Mutter kam das junge Mädchen durch die Allee herangeschritten. Ihr erstes Lufttauchen fern zwischen den hohen, schönen Stämmen der Bäume, mit denen ihre Gestalt eine Verwandtheit besaß, hatte etwas fast Überirdisches. Ihr Gang war lautlos und schwebend. Sie trug ein weißes Kleid von neuestem Schnitt, das an ihrem Körper lang herniederfloß. Schlanke, weiße Arme sahen aus den kurzen Ärmeln heraus, und aus dem weiten Ausschnitt des Kleides blinkte ein anmutiger Nacken. Schwere blondes Haar war wie eine Krone auf dem Kopfe in Flechten aufgesteckt und leuchtete, während sie sich näherte.

„Meine Tochter Johanna,“ stellte Frau Deutsch vor, als das Mädchen vor ihnen stand.

Johanna senkte die Augen nach in strenger Anstaltszucht angelernter, lächerlich gezwungener Art. Als sie sie aber im Laufe des nun folgenden Gesprächs wieder hob, hatten diese Augen ein tiefes Feuer. Eine erwachende Seele, in all ihren Regungen durch angelebte Zucht noch darniedergehalten, strömte darin ihre unbestimmten Wünsche aus.

Die drei unterhielten sich von naheliegenden Dingen. Huldreich fragte nach der Schule Johannas, ihren Erlebnissen und Fortschritten, ihren Freundschaften und Liebhabereien. Er suchte ihr inneres Verhältnis zu ihrer Mutter zu ergründen und fand seine anfängliche Annahme bestätigt, daß die beiden durch die lange Trennung einander fremd geworden. Sie schienen ganz gut miteinander zu leben, doch glaubte er zu erkennen, daß keines von ihnen es schwer empfinden würde, wenn irgendein Lebenssturm sie wieder auseinander risse.

Frau Deutsch erklärte nach einer Weile, ob der Wahrheit gemäß oder um Not Gelegenheit zu geben, mit der Tochter noch allein zu sein, daß sie im Hause zu tun habe, und entfernte sich. Huldreich aber schritt mit Johanna unter den Bäumen auf und nieder, wie er oft mit

Frau Trina getan. Das Mädchen hatte eine gute, tiefgreifende Bildung und war klug. Ihr Blick verriet oft noch das tiefere Wissen, wo sie es in Worten nicht aussprach. Sie wurde bald vertraulich. Mit wohlthuender Bescheidenheit erzählte sie, sie entbehre die Freundinnen, selbst die Schule und begreife den Entschluß der Mutter nicht recht, hier längere Zeit, ja vielleicht Jahre zu bleiben. Ihre Mutter habe jedoch einen seltsamen Hang zur Einsamkeit, der ihr oft wie eine Krankheit erscheine, und es sei ein wenig hart für ein junges Mädchen wie sie, nach der schönen Schulzeit solches Alleinsein zu teilen. In diesem Augenblick überwältigte sie ein ihr selbst noch kaum bewußter Schmerz. Sie empfand, indem sie davon sprach, zum erstenmal eine Leere in ihrem Leben. Sie wisse nicht, klagte sie, was an ihr und ihrer Mutter Schlimmes sei, daß die Leute sich von ihnen zurückzögen. Sie fühle wohl, wie überall halb mitleidige, halb hochmütige Blicke ihr folgten. Der Mutter begegne man sogar oft mit offenkundiger Verachtung.

Huldreich widersprach nicht. Er begriff den Widerstreit der Gefühle und Gedanken, in den das junge Mädchen zu geraten begann, und sie tat ihm leid. Dann redete er ihr, ohne eigentlich auf ihre Klage einzugehen, zu, Geduld zu haben und sich die Zeit mit Fortsetzung ihrer Studien, mit Arbeit zu vertreiben. Er versprach ihr Bücher aus seiner eignen, reichen Bibliothek und erwähnte, einem plötzlichen Einfall folgend, daß es ihm vielleicht möglich sein werde, sie hier am Orte mit einem jungen Mädchen bekannt zu machen, dessen Gesellschaft ihr zusagen werde. Er dachte dabei an Meta Hartmann, deren Sinn ihm frei und stark schien. Meta war zu zweien Malen schon im Pfarrhause gewesen und von Frau Jakobea, um ihrer feinen Umgangsformen willen und weil ihre Schönheit sie erfreute, wärmer als andre aufgenommen worden.

Johanna sah den Pfarrer etwas erstaunt an. Der Vorschlag, zu arbeiten, erschien ihr, der verwöhnten Großstädterin, spießbürgerlich. Besser — denn sie las gerne — gefiel ihr sein Anerbieten, ihr Lesestoff zu überlassen. Doch mit Spannung und Vergnügen lauschte sie dann der kurzen Schilderung, die Huldreich ihr von der Tochter des Sägers entwarf.

Ihr Gespräch zog sich hin. Johanna bemächtigte sich desselben wieder und begann von ihrer Herkunft zu sprechen. Huldreich erkannte immer mehr, wie die Rätsel ihres eignen Lebens sie beschäftigten. Die Mutter, sagte sie, hielt sie

über ihren Vater ganz im Dunkeln. Sie, Johanna, habe ihn nie gekannt, wisse nicht, wer noch was er gewesen. Die Mutter zürne, wenn sie nach ihm frage. Das einzige, was man ihr erzählt, sei, daß der Vater tot sei. Aber es sei doch schwer, von seinem eignen Leben so wenig zu wissen!

Huldreich folgte langsam ihren nachdenklichen Worten und fühlte sich immer mehr zu ihr hingezogen.

Sie trennten sich fast als Freunde. Johanna geleitete Not bis an die Treppe. Beim Abschied hielt sie seine Hand lange fest, sah ihn mit unruhigem und ängstlichem Drängen an und bat ihn, wiederzukommen. Sein Erscheinen war für sie sichtlich ein Ereignis gewesen.

So hatte Huldreich den Kreis seiner Gemeinde abermals um zwei Menschen erweitert, und wenn er über alle, denen er nun nahe stand, nachdachte, so gestaltete sich ihm eine Erkenntnis zu immer plastischerer Wahrheit. Diese Erkenntnis war ihm zuerst geworden, als er Magdalena Gredig in ihrer Hütte gefunden. Er hatte sie an Meta Hartmann, die ihren Eltern fremd war, bestä-

tigt gefunden. Von ihr aus urteilend, begriff er das Wesen seiner eignen Mutter mehr und mehr, und wie er diese Erkenntnis in Frau Trina Stolz verkörpert gefunden, so erwachte sie neu in ihm, wenn er die Abenteurerin und ihre Tochter vor sich sah. Es waren im Grunde viele Menschen allein in dieser Welt! Diese Erkenntnis ergriff seine Seele so, daß er von ihr aus inständig sein Werk und das Leben zu betrachten begann. Gleichzeitig aber bemächtigte sich seiner auch eine wirkensfrohe Zueversicht. Er fühlte sich berufen, dieser Lebensnot, die offen vor ihm lag, zu steuern, und es schien ihm eine wundervolle Aufgabe, den Weg zu den im Leben Einsamen zu suchen und zu finden. Wie er am Abend seines Einzugs in Waldenz von seinem Pfarrhaus auf sein Dorf niedergeblickt hatte, so überschaute er jetzt sein kleines Volk von Freunden und Bekannten. Sein Herz war weit in Liebe und Verstehen. Sie alle hatten keine Schwäche, die er nicht sich selbst erklärt und entschuldigt, keinen Kummer, den er nicht zu seinem eignen gemacht und zu dessen Linderung zu wirken, er nicht freudig bereit gewesen wäre. (Fortsetzung folgt.)

Die Zeitenwoge.

Die Woge rollt. Und niemand kann sie hemmen,
Wie auch die Kraft sich mag dagegen stemmen,
Sie rollt. Und wer in sie ist einbezogen,
Der rauscht zum Ziele mit den andern Wogen.

Kein Sterblicher kann ihr Gesetz zerbrechen,
An dem Vermessen würde sie sich rächen.
Sie rollt. In ihrem Senken und Heben,
Im Rauschen zum Ziel verströmt unser Leben.

Johanna Siebel.

Nordsee-Luft.

Reiseerinnerungen von Ernst Eschmann.

Bei Carl Hagenbeck.

Vor bald hundert Jahren betrieb der Großvater der beiden heutigen Leiter des weltberühmten Tiergartens eine Fischhandlung in Hamburg. Ein Zufall führte ihm ein paar Seehunde zu, er zeigte sie öffentlich und erweckte besonders in Berlin einiges Aufsehen mit ihnen. Ein bescheidener Handel wurde begonnen mit fremdländischem Getier. Bald nahm er größere Formen an und wurde zum Grundstock des Unternehmens, das volkstümlich wurde und jetzt in schöner Blüte einzig in seiner Art dasteht auf der weiten Erde.

Wer Hamburg besucht, darf an Stellingen nicht vorbeigehen. Es ist schon oft von dieser Tierschau als von einem Tierparadies die Rede gewesen, und das ist es auch. Die Tiere bewegen sich frei und sind sich wohl kaum bewußt, daß ihr Lebensraum so klein ist. Sie können nach ihren ange-

borenen Instinkten und Liebhabereien leben, die Gamsen haben ihre Felsen zum Klettern, die Antilopen ihre Steppe, die Löwen ihre Schlucht und die Seehunde ihre Polarwildnis.

Das bedingt freilich ein großes Gebiet, und es ist auch ein Areal von mächtiger Ausdehnung geworden; begreiflich, daß es sich nur an der Peripherie der Stadt entfalten konnte. Nun ist es ein Park geworden mit hohen Bäumen, mit Teichen und Seen und Horsten, eine Gartenstadt, in der die Affen ihr eigenes Heim haben wie die Elefanten und Tigerkazen.

Die große Anlage zeichnet sich aus durch Schönheit wie durch Zweckmäßigkeit, und die Tiere sind es, die den größten Nutzen davon haben. Man hat auch das Gefühl, daß sie sich hier zu Hause fühlen und gar nicht von Fluchtgedanken erfüllt sind.